

Predigt in der Predigtreihe:

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt – „Wie im Himmel, so auf Erden“
am Sonntag Oculi (mit Kinderzeit), 23. März 2014,

Erika Edusei, Pfarrerin i.R.

Predigttext: Matthäus 10, 34 – 39:

**„Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ –
Das Reich der Himmel und die Gewalten und Mächte der Welt.**

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus und die Liebe Gottes und die
Gemeinschaft des HI Geistes sei mit uns allen!

Liebe Gemeinde,

mit der rechten Hand die Bibel an die Brust drückend, während die linke
Hand sich auf das Schwert stützt –

so präsentiert sich der Reformator **Huldrych Zwingli** als überlebensgroße
Bronzeplastik vor der Wasserkirche in Zürich.

Und so verbindet sich auch das Bild des Reformators unauflöslich mit
dem Schwert.

Der Mann, der als junger Pfarrer noch deutliche Worte gegen das
Söldnertum geschrieben hat, stirbt selbst auf dem Schlachtfeld 1532 der
Schlacht von Kappel.

Für Zwingli geht das sehr wohl zusammen – das Wort Gottes und das
Schwert.

Der Bosheit der Welt müssen die Kinder Gottes notfalls mit Gewalt und
der Schärfe des Schwertes entgegentreten – so seine Auffassung.

Und er stützt sich dabei auf die folgenden Jesus-Worte aus dem 10.
Kapitel des Matthäus-Evangeliums , die uns aufhorchen lassen:

Lesung von Mathäus 10, 34-39

*Ihr sollt nicht meinen, dass ich gekommen bin,
Frieden zu bringen auf die Erde.*

Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert.

*Denn ich bin gekommen, den Menschen zu entzweien
mit seinem Vater und die Tochter mit ihrer Mutter
und die Schwiegertochter mit ihrer Schwiegermutter.
Und des Menschen Feinde werden seine eigenen Hausgenossen sein.*

*Wer Vater oder Mutter mehr liebt als mich, der ist meiner nicht wert.
Und wer nicht sein Kreuz auf sich nimmt und folgt mir nach,
der ist meiner nicht wert.
Wer sein Leben findet, der wird's verlieren;
und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird's finden.*

Fürwahr – auf den ersten Blick - ein provozierender Text.
Für sich genommen.

Ein Text aber auch, den man nicht isoliert aus seinem
Redezusammenhang herausbrechen darf.

Sonst wird er zur Steilvorlage für die Mächte der Welt, die Gewalt als
Mittel der Auseinandersetzung nicht ausschließen.

Zwingli konnte zu seiner Zeit das Wort Jesu „Selig sind die Friedfertigen“
aus der Bergpredigt mühelos mit dem Schwertwort Jesu
„Ich bin nicht gekommen, Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ –
zusammendenken.

Wir können das heute nicht mehr - der Blutspur gedenkend, die
Völkermord und Rassenwahn durch die Jahrhunderte gezogen haben.
Das Schwert, das für uns Schärfe und Trennung, Verletzung und Gewalt
symbolisiert, hat noch nie den Frieden gebracht.
Im Gegenteil: Wer das Schwert aus der Scheide zieht, huldigt einer
Zivilisation des Todes.

Das provozierende Wort vom Schwert bedarf also einer genaueren
Betrachtung.

Der Text 10, 34-39 gehört zu einer Redekomposition, die der Evangelist
Matthäus mit Bedacht zusammengestellt hat, einer Komposition von
Jesus-Worten, die sich mit dem Thema der „**Nachfolge**“ beschäftigen.
Er hat sie aus der sog. **Logienquelle Q** übernommen, einer Sammlung
von Jesus-Worten, die man nachträglich als Vorlage aus dem Mt- und
dem Lk-Evangelium rekonstruiert hat.

Als eigenständige Schrift ist sie aber nicht existent.

Ob Jesus das genauso gesagt hat, ist auch unsicher.

Es spricht allerdings wenig gegen diese Annahme.

Denn ihre Aussagen über die Radikalität der Nachfolge, über das
Schwert und die Familienspaltung, die eine solche Nachfolge nach sich
zieht, passt genau in die Radikalität der Predigt Jesu.

Für sich betrachtet ist der Predigttext erst einmal ein harter Brocken.

Harte Worte, die uns unsere Kinderbibel wohlweislich verschwiegen hat.

Jesus sagt, er sei nicht gekommen, Frieden zu bringen - er, der als friedvoller Messias auf einem Esel in Jerusalem eingezogen ist?

Er, der selbst noch bei seiner gewaltsamen Gefangennahme Petrus gemahnt hat: „Stecke dein Schwert an seinen Ort! Denn wer das Schwert nimmt, der soll durchs Schwert umkommen!“ (Mt 26,52)

- er tritt auf im Namen des Schwertes?

Das empört uns Friedensbewegte, die wir seit Wochen um einen gewaltfreien Ausgang des Konflikts in der Ukraine bangen und beten.

Dazu kommt noch, dass diese Textpassage unseren gewohnten Jesus-Bildern widerspricht, und zwar nicht nur den gängigen, populären Klischees, sondern vielleicht auch unserem ganz persönlichem Bild, das wir von ihm in unseren Herzen bewahren?

Wenn wir von unserem Gottes**bild**, unserem **Bild**, das wir uns von Jesus gemacht haben, sprechen, so hat *das* schon etwas Festgefrorenes, Starres, Unbewegliches. Es hört sich so an, als hätten wir Jesus vermessen, gewogen, eingeordnet und eingefroren und dann auf einen Sockel erhoben. Da kann er bleiben. Zu Anbetung freigegeben. Wir schauen zu ihm hoch, und er lächelt milde auf uns nieder. Das gute liebe Jesulein. Der Nazarener-Jesus im lockigen Haupthaar.

Wieviel besser und dynamischer wäre es dagegen, von Gotteserfahrungen, von Jesus-Begegnungen in unserem Leben zu sprechen, ihn zu kosten, zu schmecken, zu ahnen, zu hoffen, zu erleben, aber auch von Gottes-Abwesenheiten nicht zu schweigen: von ihm enttäuscht zu sein, ihn anzuklagen, in-Frage-zu-stellen, ja, ihn gar zu verlassen?

Wäre es nicht wunderbar, wenn wir uns in unserer Rede, unserem Denken, so von Gott stören ließen ?

Widersprechen wir also allen Gefriertendenzen und setzen uns den Worten aus, die die Evangelien überliefern, die uns aber nicht sofort schmecken, „auf der Zunge zergehen“, ins Ohr gehen, Bekanntes wieder und wieder bestätigen.

In diesen Kontext gehört auch die Predigt vom letzten Sonntag von Prof. Dr. Lindemann über die sog. „**Tempelreinigung**“ :

Auch diese Episode, die Matthäus in seinem 21. Kapitel erzählt, bietet uns einen anderen, ungewohnten Blick auf Jesus an.

Sie läßt uns einen erregten, impulsiven Jesus erleben, der die Geldwechsler und Händler mit brachialer Gewalt aus dem Tempel vertreibt. Tische umstößt, Aufruhr macht.

Auch sie bedarf des zweiten Hinsehens.

Und dann entdeckt man auf einmal mittendrin den stillen Satz:

„Und es gingen zu ihm Blinde und Lahme im Tempel und er heilte sie.“

(Mt 21,14) Und alles Chaos drum herum erscheint in einem anderen, heilsamen Licht. Und das Gute ist: Wir sind auch heilsam verstört.

Zurück zu unserem heutigen Predigttext vom dreinschlagenden Schwert:

Die Überlieferung solcher Jesus-Worte spiegelt das reale Leben der Menschen, die Jesus nachfolgten.

Die sich entscheiden mußten zwischen einem überschaubarem Leben am häuslichen Herd und dem nomadisierenden Wanderleben eines Jesus:

„Heute hier, morgen da...“

Wie war denn das mit den ersten Jüngern?

Sie verließen doch wirklich alles, was sie hatten, und wanderten mit Jesus durchs Land.

„Nachfolge“ – dieser Begriff war ursprünglich mit konkretem Leben angefüllt.

Und in diesem Sinne gab es mehr „Nachfolger“ als nur die kleine 12-er Gruppe um Jesus, oder die 70 – es müssen mehr Menschen gewesen sein – Frauen und Männer – die dieser Lebensform anhängen und radikal ihren Glauben lebten.

Sie zogen durch Palästina ohne Besitz und Heimat, um zu predigen und zu missionieren, um „Menschenfischer“ zu sein für das Reich Gottes.

Von Anfang an gab es auch die Gruppe der „stillen Sympathisanten“, die ein Netz von Unterstützern bildeten – so wie Martha und Maria und Lazarus in Bethanien.

In anderen Orten gab es andere.

Und wohl auch Angehörige der jüdischen Oberschicht, wie vielleicht Joseph von Arimathia so einer war. Oder vielleicht auch Nikodemus.

Sehr schnell tritt noch eine dritte Gruppe ins Blickfeld:
Die wachsende Gemeinde in Jerusalem
Grenzen überschreiten, Sicherheiten aufgeben.
Jesus hat das gelebt, bis hin zur letzten Konsequenz.
Er konfrontiert, polarisiert und polemisiert, er bezieht Position, tritt geradezu apodiktisch auf und fordert unbedingte Parteilichkeit ohne jede Abstriche.
Es ist diese Konsequenz des Jesus von Nazareth, die ihn schlußendlich ans Kreuz gebracht hat.

Diese Konsequenz fordert Jesus auch von denen, die ihm nachfolgen.
Zuallererst sind das die Jünger und Jüngerinnen, die Menschen, die er um sich gesammelt hat.
Die er von ihrem Arbeitsplatz, ihren Familien weggerissen hat mit der Aufforderung: „Folget mir nach. Lasst alles hinter euch, was euch bindet. Gebt alle Sicherheiten auf.“
Diese Konsequenz ist kein Zeichen von Leichtsinn, von Verantwortungslosigkeit den Mitmenschen, der Familie gegenüber, sondern eine Konsequenz im Zeichen des Reiches Gottes, eine bedingungslose Hinwendung zu Gott im Zeichen der eifernden, nötigenden und aktiven Liebe, die sich kümmert und sorgt.

Fast 2000 Jahre sind seitdem vergangen, und die Nachfolge Christi ist immer noch Politikum. Und hat eben auch Konsequenzen für unser Denken und Handeln, diese eifernde, nötigende und aktive Liebe, die sich kümmert und sorgt um andere.

Zwingli, der anfangs zitierte Reformator, soll gesagt haben:

«Ein Christ sein heißt nicht von Christus schwätzen, sondern wandeln wie Christus gewandelt ist.»

(Zwinglizitat, gemalt auf die Seitenwand in der [reformierten Kirche in Felsberg/Graubünden](#))

Ja, wie ist er denn gewandelt, dieser Jesus, der Christus?
Wahrlich, er ist kein den gesellschaftlich vorgegebenen Normen und den jüdischen Traditionen Angepasster.
Auch die römische Besatzungsmacht, die waffenklirrend durch Jerusalem patroulliert, kann ihn nicht einschüchtern.

Jesus kennt nicht die Grenzen, die wir – oft willkürlich, aus dem Gefühl heraus – setzen. Es gibt für ihn kein „drinnen“ und „draußen“, kein „rein“ und „unrein“, kein „heilig“ und „unheilig“ – keine Einteilung in fromm, frömmere, am frömmsten und dem Anspruch, als allerfrömmster an Gottes rechter Seite sitzen zu können.

Jesus verlässt das gesicherte Lager der Frommen.

Er isst mit den Sündern.

Er berührt die Verachteten und Ausgestoßenen.

Er heilt ihre Wunden.

Er beachtet die Fremden.

Für ihn gibt es keinen Raum, der von Gottes Gnade ausgeschlossen ist.

Die heilige Ordnung ist für ihn um des Menschen willen gesetzt, nicht umgekehrt.

Mit dieser Haltung ist Jesus eigentlich Zeit seines Lebens „außen vor.“

Er verzichtet auf Besitz, Beruf und Wohlstand.

Die Familie stößt er vor den Kopf.

Seine Mutter, seine Geschwister brüskiert er und weist sie zurück.

Fremde, die ihm nachfolgen, wertschätzt er als seine eigentliche Familie.

Er riskiert um fremdes Leides willen alle Sicherheit.

Und immer wieder schärft er den Menschen die Botschaft ein, die bereits Johannes den Täufer den Kopf gekostet hat:

„Tut Buße, denn das Reich der Himmel ist nahe herbeigekommen.“

Wer will das schon hören?

So wie Johannes der Täufer sein Ende findet durch die launische Willkür der Herodias-Tochter Salome, so findet Jesus sein Ende „draußen, vor den Toren der Stadt,“ auf dem Kreuzeshügel von Golgotha.

Und wir wissen: In dieser Radikalität können wir nicht leben.

Und nicht sterben.

Das hielten wir nicht aus.

Die Nachfolge Jesu gelingt nicht durch treue Wiederholung.

In seine Schuhe können wir nicht mehr steigen.

Aber uns bleibt noch eine ganze Menge zu tun in dieser ungerechten Welt, bis das Reich der Gerechtigkeit kommt:

„Mein Reich ist nicht von dieser Welt“ -

das sagt der, der in die Welt gekommen ist, um die Wahrheit zu bezeugen. Angesichts des mächtigen römischen Statthalters Pontius Pilatus. Und er weiß auch genau:

Mit den Mächten und den Machthabern der Welt ist nicht zu spaßen. Sie sind nicht gekommen, um die Geschichte Gottes auf Erden zu vollenden, sondern um ihre eigene Geschichte zu erzählen – und oft ist das eine Geschichte von Selbstverliebtheit, Egoismus und Herzenskälte. Eine Geschichte von Geld und Gewinn, von Vorteilsnahme und Erpressung.

Albert Camus erzählt so eine Geschichte in seinem Stück **„Das Missverständnis.“**

Es ist eine Tragödie antiken Ausmaßes.

Sein Thema: Mutter und Schwester berauben den eigenen Sohn und Bruder, ohne ihn zu erkennen, um sich ein besseres Leben in der Sonne und am Meer leisten zu können; sie bringen sich um, als sich „das Missverständnis“ aufklärt.

Bei seiner Uraufführung im von den Deutschen besetzten Paris kurz vor Ende des Krieges fällt das Stück bei Kritik und Publikum durch – wer will sich in bewegten Zeiten, in denen Mord und Totschlag an der Tagesordnung sind, schon moralisch belehren lassen?

Gleichgültigkeit oder Revolte?

Camus entscheidet sich für die Revolte.

Er schreibt:

„Das Leben hinnehmen, so wie es ist? Dumm.

Mittel, es anders zu machen? Wir sind weit davon entfernt, das Leben zu beherrschen; das Leben ist es, das uns beherrscht und uns bei jeder Gelegenheit das Maul stopft.

Das menschliche Schicksal hinnehmen? Im Gegenteil, ich glaube, dass die Revolte zur menschlichen Natur gehört.

Es ist eine finstere Komödie, so zu tun, als ob man bereit wäre, das zu akzeptieren, was uns auferlegt ist.

Es geht vor allem darum zu leben.

So viele Dinge sind es wert, geliebt zu werden, und es ist lächerlich, so zu tun, als ob man nur den Schmerz lieben könnte.

Komödie, Verstellung.

Man muss aufrichtig sein.

Aufrichtig um jeden Preis, auch wenn es uns schadet. (...)

Wir sind im Leben.

Es schlägt uns, es verletzt uns, es spuckt uns ins Gesicht.

Es erleuchtet uns auch mit einem plötzlichen und verrückten Glück, das uns teilhaben lässt.

Das dauert nicht lange, aber es reicht.

Man soll sich nicht täuschen: Der Schmerz ist da.“ (OC I, Paris 2006, 985)

Das Leben: Es schlägt uns, es verletzt uns, es spuckt uns ins Gesicht.

Passion Jesu.

„Da nahmen die Soldaten des Statthalters Jesus mit sich in das Prätorium und sammelten die ganze Abteilung um ihn.

Und zogen ihn aus und legten ihm einen Purpurmantel an und flochten eine Dornenkrone und setzten sie ihm aufs Haupt und gaben ihm ein Rohr in seine rechte Hand und beugten die Knie vor ihm und verspotteten ihn und sprachen: „Gegrüßet seist du, der Juden König!

Und spien ihn an und nahmen das Rohr und schlugen ihn.“

(Mt 27, 27-30)

Das Leben schlägt uns, es verletzt uns, es spuckt uns ins Gesicht.

Es erleuchtet uns auch mit einem plötzlichen und verrückten Glück, das uns teilhaben lässt.

Teilhabe heißt: Wir sind im Leben.

Sich spüren. Sich spüren an Leib und Seele.

Und nicht: lebendig tot sein.

Spüren, dass mein Leben und meine Lebendigkeit zutiefst verbunden ist mit der Sache Gottes. Mit dem Reich der Himmel, das uns verheißen ist.

Und ist es nicht das, was einen Menschen – auch in schwierigsten Situationen – Mensch bleiben läßt:

Dass er sich finden kann in einer Wahrheit, die größer ist als er selbst und alles was er kennt.

Diese gläubige Narrheit ist die sicherste Wahrheit auf Erden.

Und so dürfen wir Nachfolge Christi verstehen, wie sie der Matthäus-Text auch verstanden wissen will:

Als Ruf in die Freiheit, als Abkehr von der Selbsterschaffung und Selbstvergewisserung, von einer Kontinuität, die das Leben in den Schraubstock des Immergleichen zwingen will.

Die Freiheit des Reiches Gottes schließt die Erfahrung des Abschieds und des Verlustes, des Leidens und Sterbens mit ein.

Es ist eine Freiheit, die beunruhigt und erschüttert.

Eine Freiheit unter Schmerzen.

Wir müssen uns in der Nachfolge Christi entscheiden:
Gleichgültigkeit oder Revolte?
Entscheiden wir uns für die Revolte. Um Jesu Christi willen.
Amen.